

# GENESE UND GRENZEN DER LESBARKEIT

HERAUSGEGEBEN VON  
PHILIPP STOELLGER

KÖNIGSHAUSEN & NEUMANN

301BH 3340 S872



2010.8318

*Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek*

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

© Verlag Königshausen & Neumann GmbH, Würzburg 2007

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier

Umschlag: Hummel / Lang, Würzburg

Umschlagabbildung: Kupferstich aus: Agostino Ramelli (1531-1600),

Le diverse et artificieuse machine, Paris 1588.

Bindung: Buchbinderei Diehl+Co. GmbH, Wiesbaden

Alle Rechte vorbehalten

Dieses Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.

Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist

ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere

für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung

und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Germany

ISBN 978-3-8260-3548-7

[www.koenigshausen-neumann.de](http://www.koenigshausen-neumann.de)

[www.buchhandel.de](http://www.buchhandel.de)

[www.buchkatalog.de](http://www.buchkatalog.de)

## Vorwort

Das Spektrum der Lektüren dieses Bandes reicht von der Neurowissenschaft über die Psychologie bis zur Rechtsgeschichte, von der Bildwissenschaft über die Philologie, die Text- und Literaturwissenschaften, die Philosophie bis zur Theologie. Einsinnigkeit und Einigkeit über Sinn und Grenzen der Lesbarkeit ist in dieser Vielfalt sicher nicht zu erwarten, aber eine erhellende Konstellation differenter Perspektiven am Leitfaden der Frage nach der Lesbarkeit und ihren Grenzen.

Wenn Cassirer meinte, „die Gegensätze schließen einander nicht aus, sondern verweisen aufeinander: ‚gegenstrebigte Vereinigung wie die des Bogens und der Leier‘“, kann man sich diese Vereinigung des Gegenstrebigten gefallen lassen, um daran Gefallen zu finden (Versuch über den Menschen. Einführung in eine Philosophie der Kultur, Hamburg 1996, 346). Die Verweisungen der folgenden Beiträge aufeinander sind jedenfalls klar und deutlich; die Gegenstrebigungen derweil ebenso.

Zu einer hermeneutischen Differenzkultur sollte es gehören, differenzwahrend mit Differenzen umzugehen, ohne sie unverbunden zu lassen, aber auch ohne die Präntention einer höheren Einheit. Die Grenzen der Lesbarkeit sind glücklicherweise nicht die Grenzen unserer Welt. Aber sie sind Grenzen, an denen weiterzudenken und zu schreiben ist. Allein schon, um die Grenzen der lesbaren Welt offen zu halten.

Für solch eine Differenzkultur sucht das Zürcher Kompetenzzentrum Hermeneutik (ZKH) mit dem vorliegenden Band ein weiteres Beispiel zu geben (vgl. [www.unizh.ch/hermes](http://www.unizh.ch/hermes)). Die Beiträge sind entstanden anlässlich einer Tagung des ZKH vom 19.–20. November 2004 unter dem Titel ‚Genese und Grenzen der Lesbarkeit‘.

Zu danken ist dementsprechend allen Autoren und Autorinnen. Zu danken ist vor allem Cécile Rupp für die sorgfältige Erstellung des Manuskripts und Arnd Brandl, dem Koordinator des ZKH, für seine Mithilfe bei der Drucklegung. Zu danken ist auch dem Institut für Hermeneutik und Religionsphilosophie (IHR) an der Theologischen Fakultät der Universität Zürich für die Unterstützung. Zu danken ist schließlich dem Verlag Königshausen und Neumann für die Aufnahme des Bandes in die Reihe ‚Interpretation Interdisziplinär‘. Zuletzt und nicht am wenigsten ist dem Zürcher Universitätsverein zu danken für die Unterstützung der Drucklegung.

Zürich, im Sommer 2006  
Philipp Stoellger

## Inhalt

Vorwort .....	V
PHILIPP STOELLGER Leselust und Lesewut Einleitende Bemerkungen zur Orientierung über die Grenzen der Lesbarkeit .....	1
KLAUS WEIMAR Das Wort <i>lesen</i> , seine Bedeutungen und sein Gebrauch als Metapher .....	21
LUTZ JÄNCKE Wie unser Gehirn liest und wie wir das Gehirn lesen .....	35
DANIEL HELL Nicht das Gehirn, sondern der Mensch fühlt und denkt Diagnostische und therapeutische Auswirkungen einer Sprachverwirrung in der Psychiatrie .....	41
JÖRG HUBER Der Anspruch auf Unlesbarkeit der Bilder und die Lesbarkeit seiner Behauptung .....	49
PETER RUSTERHOLZ Unlesbarkeit der Texte – Irrtum und Wahrheit der Methoden .....	61
MARCEL SENN Die Bewegungsfähigkeit des Interpretieren Ein Beitrag zur kulturwissenschaftlichen Pädagogik der Textinterpretation in der Rechtsgeschichte .....	75
MIRELA OLIVA Die Lesbarkeit des Ungesagten in Gadammers Hermeneutik .....	95

## VIII

## Inhalt

HORST-JÜRGEN GERIGK Gibt es unverständliche Dichtung? .....	109
CHRISTINA REUTER „... aus Jungfern werden Bräute, und aus Lesern entstehen Schriftsteller“ Der Leseakt bei Johann Georg Hamann .....	123
VILLÖ HUSZAI Überlegungen zur hermeneutischen Utopie des Ganzen .....	141
MARIUS NEUKOM Die Lesbarkeit Robert Walsers .....	155
PETER FRÖHLICHER Dunkelheit und Geheimnis als poetologische Figuren Zu Mallarmés „Le Mystère dans les lettres“ .....	173
FRANZISCA PILGRAM-FRÜHAUF Genese an der Grenze Zum ‚Akt des Lesens‘ zwischen den Zeilen .....	183
GÜNTER BADER Verflochtenheit Ein Versuch zur Unlesbarkeit des Gottesnamens .....	201
PHILIPP STOELLGER Genese <i>als</i> Grenze der Lesbarkeit Über die Grenzen der Lesbarkeitsmetapher .....	225
Autorenangaben .....	251
Namensregister .....	257

## Genese als Grenze der Lesbarkeit

### Über die Grenzen der Lesbarkeitsmetapher

von  
PHILIPP STOELLGER

„Die Herstellung von Lesbarkeit ist ein Phänomen,  
das eng mit der Interpretation des Wirklichen vom Möglichen her zusammenhängt“.  
Blumenberg<sup>1</sup>

„Ach, Herr HERR, siehe, du hast Himmel und Erde gemacht  
durch deine große Kraft und durch deinen ausgereckten Arm,  
und es ist kein Ding vor dir unmöglich“.  
Jeremia 32, 17<sup>2</sup>

„alle Dinge sind möglich dem, der da glaubt“.  
Markus 9, 23

### Zur Einleitung

Im folgenden wird ein Grenzgang versucht, diesseits und jenseits der Lesbarkeitsmetaphorik, nicht um Visa- oder Zollkontrollen durchzuführen, sondern um an bestimmten Orten die Übergänge wahrzunehmen und zu verstehen, was dabei auf der Strecke bleibt und was gewonnen wird. Leitend ist dabei die hermeneutische Vermutung, daß die Genese der Lesbarkeit über deren Grenze bestimmt, sei es die Genese der Lesbarkeitsmetapher oder die Lesbarmachung der Welt in Theologie oder Genetik. Diese Grenz- und Übergänge sollen gesichtet werden anhand von sieben Topoi der Problemkonstellation (die ineinander verschachtelt sind):

1. *Genese als Grenze* (die phänomenologische Hypothese zu den Grenzen der Lesbarkeit): Wer *alles* lesbar machen will, wird maßlos übertragen. Wer das nicht will, wird die Lesbarkeit sparsam verwenden. Wer sie als ‚Metapher für Erfahrung‘ zuspielden möchte, wird ihre Möglichkeiten memorial und imaginativ ausloten.

<sup>1</sup> Hans Blumenberg, *Die Lesbarkeit der Welt*, Frankfurt a.M. 1981, S.164.

<sup>2</sup> Vgl. Mt 19,26: „Jesus aber sah sie an und sprach zu ihnen: Bei den Menschen ist's unmöglich; aber bei Gott sind alle Dinge möglich“; vgl. Gen 18,14; Lk 1,37.

2. *Lesen und Leben* (zur Unselbstverständlichkeit der Lesemetaphorik): Lesen und Leben sind alte Feinde. Denn Leben hält Lesen für überflüssig; und das Lesen will *Mehr* als Leben. Diese Erwartung eines Mehr ist anscheinend unvermeidlich – aber meist *überschießend*.

3. *Konvergenz versus Konkurrenz* (zum Sitz im Leben der Lesbarkeitsmetapher): Blumenbergs imaginative Erinnerungsarbeit an der ‚Lesbarkeit der Welt‘ richtete sich einerseits gegen die naturwissenschaftliche Theorie mit ihrem Anschauungsprimat und der Verengung des Erfahrungsbegriffs; andererseits gegen die Dominanz des einen Buches (*liber scripturae*). Das hat den erheblichen Preis, daß keine *konvergente* Verwendung der Lesbarkeit sinnvoll erscheint. Demgegenüber ist die These einer *endogenen* Genese der Lesbarkeitsmetapher aus der Konvergenz der beiden Bücher zu bedenken.

4. *Erwartung und Enttäuschung* (zur prekären Dynamik der Intentionalität): Mit der Lesbarkeitsmetapher gehen nicht selten Übererwartungen einher. Der Sinn des Lesbaren wird ‚mitübertragen‘ als Sinnerwartung an ‚die Welt‘. Lesbar gemachte Welten sind *imaginäre* Welten – mit der Verwechslungsgefahr von möglicher und wirklicher Welt. Daher sollte man die Metapher nicht *beim Wort nehmen*, weil man sonst massive Enttäuschungen provozieren könnte.

5. *Zwischen Möglichkeit und Wirklichkeit* (zur Möglichkeit als Bedingung der Lesbarkeit): Die Lesbarkeit der Welt gründet *im offenen* Möglichkeitshorizont (von den Möglichkeiten Gottes her). Die Grenzen dieser Lesbarkeit sind daher weiter und offener als die Grenzen unserer Welt – und umgekehrt. Hier zeichnet sich ein wechselseitig asymmetrischer Chiasmus ab.

6. *Ökonomie der Erwartungen* (zur Metaphernkritik und dem theologischen Gebrauch): Zur Metaphernhermeneutik gehört Metaphernkritik. Denn der Metapherngebrauch ist eine Form der interpretativen Wahrnehmung – mehr nicht, aber auch nicht weniger. Daher wäre ein deskriptiver wie ein metaphysischer Gebrauch der Metapher prekär.

7. *Über die Grenzen der Lesbarkeit hinaus* (vom Lesen zum Schreiben): Die naturwissenschaftliche Autonomisierung der Weltlektüre hat solch eine metaphysische Tendenz, obwohl sie schlecht auf die Genetik paßt. Zugleich gibt es eine Neigung zur Verwörtlichung der Metapher, die den Übergang zum Schreiben nahelegt. Das ist so selbstverständlich wie überschwänglich. Fragt man nach einer Limitierung des Metapherngebrauchs, könnte man vorschlagen: Wer die Welt, in der wir leben, noch nicht einmal bewahren kann, sollte zurückhaltend sein mit den Versuchen, sie ‚neu‘ oder ‚zu Ende‘ zu schreiben.

Neben dieser Horizontabschreitung wird im Hintergrund ein Gespräch geführt, eine Auseinandersetzung mit Hans Blumenbergs ‚Lesbarkeit der Welt‘ (1981) und Lily E. Kays ‚Das Buch des Lebens‘ (2000). Beides sind metapernkritische Bücher vom Buch der Welt resp. des Lebens, aber mit grundverschiedenen Neigungen. Vordergründig könnte man beide für Wissenschaftsgeschichte halten. Aber beide verbinden mehr damit, als ‚nur‘ Geschichte zu schreiben. Blumenberg gebraucht bei aller Kritik die Erinnerung an die Genese und Grenzen der Lesbarkeit zur Entselbstverständlichung gegenwärtiger Selbstverständlichkeiten, näherhin zur Vergegenwärtigung anderer Möglichkeiten des Weltverhältnisses (bzw. der Erfahrung) als die der Empirie und der methodischen Disziplin. Darin liegt ein indirektes Zuspiel, es zu wagen, sich seiner Einbildungskraft zu bedienen.

Die Molekularbiologin und Wissenschaftshistorikerin Lily E. Kay publizierte im Jahr 2000 ihr letztes Werk mit dem Titel: Das Buch des Lebens. Wer schrieb den genetischen Code? (im Englischen: Who Wrote the Book of Life?). Ihr Anspruch ist, „eine Genealogie der Zukunft“ zu entwerfen mittels einer Wissenschaftsgeschichte über das „mit biblischen Anklängen aufgeladene Bild eines genomischen ‚Buchs des Lebens‘“<sup>3</sup>. Die aufschlußreiche Konstellation ihrer Geschichte besteht darin, der ‚Koemergenz‘ von Informationstechnologien, Kybernetik und neuerer Linguistik mit den Lektüretechniken der Genetik nachzugehen. Im Zuge dessen sucht sie, durchaus Blumenberg verwandt, Gründe für eine Kritik der Genetik, sofern sie ihrer eigenen Metaphorik zu erliegen drohe. Leben als ‚verschlüsselte Information‘ zu verstehen, beruhe schließlich auf einer ‚bloßen Metapher‘, von der die Genetik gefangen gehalten werde. Auf der Suche nach den Grenzen der Lesbarkeit ist allerdings auch Kays eigene Rhetorik von Interesse, in der sich mehr zeigt als strikte Historie. Die präntendierte ‚Genealogie der Zukunft‘ tendiert selber zur ‚Vor-Schrift‘. Final erscheint Kays ‚Buch des Lebens‘ auf die Alternativlosigkeit von Genetik und Informatik zuzulaufen, die Blumenberg gerade zu entselbstverständlichen suchte. Archäologie und Teleologie der Lesbarkeitsmetapher führen zu grundverschiedenen Neigungen, zu einer Genealogie, die retrospektiv vergangene Möglichkeiten zuspield, oder zu einer Genealogie der Zukunft, bei der die Fülle und Dichte der Metapher auf der Strecke zu bleiben scheinen im Zeichen der Umbesetzung durch den Code und die Informatik.

<sup>3</sup> Lily E. Kay, Das Buch des Lebens. Wer schrieb den genetischen Code?, München/Wien 2001, S. 9; dito. 422f.: „So läßt sich diese Untersuchung auch als eine Genealogie der Zukunft verstehen: Sie spürt den materiellen, diskursiven und sozialen Praktiken nach, die zur Entstehung und zu Verkörperungen einer Sichtweise des Lebens als Information und Schrift beigetragen haben, zu Darstellungen der Vererbung, von denen die genomische Zukunft angeregt wird“.

## Genese als Grenze?

Die *Genese* der Lesbarkeit – auch die *Genese* der *Metapher* der Lesbarkeit für das Weltverhältnis – bestimmt mit über ihre *Grenzen*. Diese genetisch-phänomenologische These ist leicht explikabel: Wenn etwas in Deutsch geschrieben wird, muß der Leser zwar nicht unbedingt schreiben können, aber des Deutschen und des der Schrift entsprechenden Lesens mächtig sein. Wenn etwas auf Pergament geschrieben wird, ist das nur so lange lesbar, wie das Trägermaterial überdauert. Wenn ein Löwe brüllt, können wir ihn problemlos verstehen; wenn er hingegen anfängt zu sprechen, bedarf es der Fabeln, um ihn verständlich zu machen.<sup>4</sup>

Abstrakt gesagt muß man die kulturellen Techniken beherrschen, um die durch sie hervorgebrachten ‚symbolischen Formen‘ zu lesen und zu verstehen. Dabei gewährt die Vernunft eine gewisse Ermäßigung, als man vieles im Denken *haben* kann, ohne es im Leben *sein* zu müssen. Um die Spuren eines Verbrechers zu lesen, muß man nicht Verbrecher sein, sondern ihn nur imaginieren. Aber man muß diese Spuren lesen gelernt haben anhand ‚aufgeklärter‘ Verbrechen.

Im Umgang mit Texten – oder allem was zumindest so aussieht – entsteht diese Frage nur in Grenzlagen der Lektüre, in denen nicht die Kulturtechnik der Lektüre selber fraglich wird. Das Woher und Wozu der Lektüre im wörtlichen Sinn kann man ‚vom Nichtverstehen zum Verstehen‘ nennen, wobei die Lektüre diesen Übergang ermöglicht (auch wenn sie nur eine notwendige, sc. keine hinreichende Bedingung ist).

Viele massenmediale Techniken, besonders wohl die erfolgreichen, gewährleisten bereits von sich aus eine erhebliche Ermäßigung der praktischen Kompetenzen. So kann man vieles gebrauchen, ohne deren ‚Sprache‘ wirklich zu beherrschen: Computer, Videogeräte, sonstige Elektronik und verwandte ‚Transporttechniken‘. Es reicht, die ‚Benutzeroberflächen‘ zu beherrschen, um produktiv und rezeptiv mit diesen Geräten umzugehen.

Steigerung der Lesbarkeit (oder allgemeiner der ‚Brauchbarkeit‘) von Kulturtechniken erreicht man durch die Senkung der Ansprüche bzw. der für ihren Gebrauch erforderlichen Kompetenzen. Die Geschichte von DOS zu Windows ist dafür ein klassisches Beispiel. Eine ‚intuitive‘ Benutzerführung, sei es die des Computers oder die eines Universitätsstudiums, zielt im Grenzwert auf die Zugänglichkeit selbst für Analphabeten. Eine Biblia oder ein studium pauperum sind so erfolgreich wie erfolversprechend, sofern sie nicht mehr Lesen und Schreiben erfordern, sondern nur noch Schau und Powerpoint. „Wenn Löwen malen könnten, wären ihre Jäger die Gejagten“<sup>5</sup> – was auch verstehen könnte, wer nicht des Malens mächtig ist.

Die sich abzeichnende unsichere Zukunft von Lesen und Schreiben ist vermutlich nur für diejenigen bedrohlich, die im Lesen und Schreiben leben –

<sup>4</sup> Vgl. Hans Blumenberg, Löwen, Frankfurt a.M. 2001, 45ff.

<sup>5</sup> Ebd., S. 9.

und daher in einem anderen Himmel und einer anderen Erde keinen Platz fänden, wenn dort nicht mehr geschrieben und gelesen würde. Für all die, denen Lesen und Schreiben nur noch verschulte und im Vergehen begriffene Kulturtechniken sind, werden Computer bzw. AV-Medien eine Befreiung vom 19. und 20. Jahrhundert sein. Die kommenden Techniken sind oral und ikonisch – bis in die Studienordnungen und Unterrichtstechniken.

Dabei bleibt allerdings etwas auf der Strecke der Kulturgeschichte: all das, was sich nicht in ‚kurzen Sätzen‘ sagen läßt (sondern nur *schreiben*), und all das, was sich nicht in Bild und Film überführen läßt. Es wäre ein kulturtheoretisches Gedankenexperiment, mit dem man die künftigen Verluste prognostizieren könnte: was an den tradierten Texten ließe sich nicht in Mündlichkeit und Anschauung ‚übersetzen‘? Wie sähe eine Kultur aus, die (selbst wenn sie noch von der Sprache als basaler ‚symbolischer Form‘ ausginge) auf die Techniken von Lesen und Schreiben verzichtete?

Eine *theologia pauperum* könnte mit der Verfilmung ihrer Quellen operieren, dazu mit der oralen Technik der Narration und der Disputation. Die Tradition verlief über Vorlesungen, bei denen man nur zuhören muß, die Prüfungen wären mündlich. In den kirchlichen Praktiken dominiert ohnehin die Mündlichkeit. Nur die Lehrer müßten noch Lesen und Schreiben können, die Auszubildenden hingegen könnten Zuhören, Argumentieren, Urteilen und Predigen, ohne je gelesen und geschrieben zu haben.

‚Wissenssoziologisch‘ betrachtet könnte man meinen, die Frage nach Genese, Funktion und Grenze der Lesbarkeitsmetapher komme nicht zufällig auf, sondern habe ihren historischen und sozialen Ort dort, wo die Kulturtechnik der Lektüre im Vergehen begriffen sei.

### Lesen und Leben

Text und Welt verhalten sich zueinander wie Lesen und Leben. Texte liest man, in der Welt lebt man. Lesen und Leben sind die üblichen ‚Gebrauchsweisen‘ von Text und Welt. ‚In Texten zu leben‘ oder ‚die Welt zu lesen‘ sind davon abkünftige wechselseitige Übertragungen dieser lebensweltlichen Praktiken. Von diesem Chiasmus wird im folgenden zumeist einseitig die Rede sein, vor allem von der Funktion und den Grenzen der Lesbarkeitsmetapher für das menschliche Weltverhältnis. Deren Entsprechung, das Leben mit, in und von Texten, wäre eigens zu befragen, etwa ob sich in Texten auch sterben läßt oder ob man weiterlebt, wenn der Text zu Ende ist. Texte nicht ‚nur‘ zu lesen, sondern in ihnen zu leben, zeigt Erwartungen an, die mehr als nur Lesen wollen, etwa die Fülle des Lebens im Text suchen. Freud und Leid im Lesen (oder des Lesens) zeigen, das auch beim Lesen gelebt wird, aber Texte lassen sich weglegen, verschenken, verbrennen oder verkaufen – Lebenswelten nicht.

Hingegen die Welt zu lesen zeigt Erwartungen an, die mehr als nur Leben wollen, etwa eine Ordnung in der Welt, die der Grammatik und Semantik eines Textes entspricht, oder einen Sinn, der von einem Text verheißen wird. Da

zu einer (im Sinne Blumenbergs) absoluten Metapher wie der ‚Lesbarkeit der Welt‘ gehört, „daß aus ihr kein Rezept geholt werden kann“<sup>6</sup>, ist mit ihr keine Lektüeranleitung im Sinne einer Gebrauchsanweisung gegeben. Was mit ihr suggeriert, gewagt oder verheißen und erwartet wird, hängt von den *Gebrauchsweisen* dieser Metapher ab.

In dieser Hinsicht ist eine elementare Unterscheidung unumgänglich: die Welt als Natur oder als Kultur zu verstehen eröffnet gründlich verschiedene Lesbarkeiten. Kultur wird mit Zeichen gemacht, mit Sprache und Handlungen, die sich – soweit überliefert – wahrnehmen und lesen oder entziffern lassen. Weitet man den Horizont von Lesen und Schreiben semiotisch durch Code, Codierung und Decodierung, wird die ‚Entzifferung‘ der kulturellen Welt von einer Metapher zur (nicht mehr metaphorischen, sondern begrifflichen) Konzeption des allgegenwärtigen Interpretierens. Nun kann man die Metapher der Weltlektüre zur Metonymie für Semiose oder Interpretation erklären. Dann schwinden allerdings Anspruch und Prägnanz dieser Metapher – und auch ihr genetischer Hintergrund, die Lektüre des Buchs der Bücher.

Das jedoch ist der bedeutungsgebende Horizont der Genese der Weltlektüre in der Entstehung der neuzeitlichen Naturwissenschaften von Galileo und Bacon bis in die Genetik. ‚Natur‘ ist wenn, dann metaphorisch zu ‚lesen‘, schlicht weil sie nicht geschrieben wurde. Sie läßt sich ‚messen, zählen und wägen‘, mit den Mitteln der Mathematik ‚lesen‘, ‚vorlesen‘ (sofern Vorhersagen möglich werden) und final vielleicht weiterschreiben mit den Mitteln der Genetik. Die jeweiligen Grenzen der Lesbarkeit zeigen den kulturellen Horizont an, aus dem sie hervorging, der Lektüre des Buchs der Bücher. Und die Grenzen der Lesbarkeitsmetapher zeigen ggf. die Überschreitungen dieses Horizonts an, wenn Konkurrenzen und andere Metaphern dem entgegengesetzt werden.

Das Spektrum möglicher Verhältnisse zwischen Text und Welt wie Lesen und Leben reicht von der Entgegensetzung bis zur Identifikation. Eine Identifikation wie ‚Leben ist Lesen‘, oder umgekehrt, setzt schon die Dominanz des Textes und der Lektüre als kultureller Form voraus. Zurückhaltender bleiben funktionale Zuordnungen wie ‚Lesen *um zu* Leben; Leben *um zu* Lesen‘, bei denen eine Differenz merklich bleibt.

Die großen Metaphern von der Welt als Buch, der Lesbarkeit der Welt und dem Schöpfer als Autor lassen leicht vergessen, daß sich diese Übertragungen und Übertreibungen keineswegs von selbst verstehen. Die nicht weniger hyperbolischen Metaphern von dem Text als Welt, der Bibliothek als Universum und dem Autor als Schöpfer sind bei aller Üblichkeit *Gegenbesetzungen*: Inversionsgesten, in denen der Herkunft der Metapher etwas entgegengesetzt wird. In diesem Widerstreit der Metaphern – dem Hin und Her der Übertragung zwischen Text und Welt – zeigt sich eine lebensweltlich wohl begründete *Konkurrenz* von Lesen und Leben.

<sup>6</sup> H. Blumenberg, *Löwen*, s. Anm. 4, S. 14.

Daß sich überhaupt eine unendliche Affäre zwischen ihnen entwickelt hat, ist nicht selbstverständlich. Denn wozu braucht man im Leben das Lesen? Wer liest, der lebt auch derweil. Ohne Leben also kein Lesen. Aber wer lebt, braucht dafür nicht zu lesen, sieht man einmal von exotischen Lebensformen in kulturellen Feuchtbiosphären ab wie denen mancher Akademiker. Im Gegenteil scheinen Bücher für die meiste Zeit der meisten Menschen (vergänger, gegenwärtiger und künftiger Zeit) so entbehrliche Störungen zu sein, wie eine Mücke im Schlafzimmer. Wozu Lesen in der Enge der Zeit?

Hans Blumenberg sah das ganz prosaisch: „Die Luft in Bibliotheken ist stickig, der Überdruß, in ihr zu atmen, ein Leben zu verbringen, ist unausbleiblich. Bücher machen kurzsichtig und lahmarschig, ersetzen, was nicht ersetzbar ist. So entsteht aus Stickluft, Halbdunkel, Staub und Kurzsichtigkeit ... die Bücherwelt als Unnatur“<sup>7</sup>. Bei aller Ironie des lebenslangen Lesers und Schreibers, die darin mitklingt, ist es ihm wohl doch Ernst mit seiner Skepsis. Die Höhlenbewohner der Bibliotheken sind Schattenjäger und -sammler. Daß das Lesen dem Leben dienlich sein könnte, ist alles andere als offensichtlich. Auf lebensweltliche Evidenz kann nicht hoffen, wer im Lesen lebt.

#### Konvergenz versus Konkurrenz

Angesichts der tradierten „Feindschaft“ von Buch und Welt bemerkte Blumenberg die Unselbstverständlichkeit ihrer metaphorischen Liaison. Die antike Figur des *contemplator coeli* (wie Thales im Brunnen zur Sternenbeobachtung) liest nicht, sondern schaut. Analoges gilt für die gnostischen Himmels-theorien: sie sind mythopoietische Spekulation, keine Lektüre. In der griechischen Kosmogonie wird nicht ‚gesprochen‘, der Kosmos ist kein Buch, sondern der Demiurg ‚schaut‘ die Ideen und bildet sie ab ins Sein. „Hinzublicken auf die Urbilder – nicht auszusprechen, was sein soll – ist konstitutive Bedingung des Vorgangs der Weltwerdung. Was im Verhältnis von Urbildlichkeit und Abbildlichkeit steht, muß allem anderen voraus in seiner Bildlichkeit erfassbar sein. Es ist nicht das, was in Büchern steht“<sup>8</sup>.

Daß es *dennoch* zur Weltlektüre kam, führt er auf zwei „Antriebe“ zurück: „Einmal Konkurrenz mit dem *einen* Buch, seiner Autorität, seiner Ausschließlichkeit, seinem Bestehen auf Inspiration. Zum anderen Faszination durch die Macht, die das Buch in sich selbst dadurch aufbringt, daß es Herstellung von Totalität leistet. Die Kraft, Disparates, weit Auseinanderliegendes, Widerstrebendes, Fremdes und Vertrautes am Ende als Einheit zu begreifen oder zumindest als einheitlich begriffen vorzugeben, ist dem Buch, woran auch immer es sie exekutiert, wesentlich“<sup>9</sup>.

<sup>7</sup> H. Blumenberg, *Die Lesbarkeit der Welt*, s. Anm. 1, S. 17.

<sup>8</sup> Ebd., S. 22, vgl. 36ff.

<sup>9</sup> Ebd., S. 17f.

Blumenberg geht allerdings noch weiter, wenn er nicht nur der griechischen, sondern auch der biblischen Tradition die Möglichkeitsbedingung für die Metaphorik der Weltlektüre abspricht. Zwar finde sich hier erstmals die Idee des Buches als einer Totalität von Natur und Geschichte<sup>10</sup>, aber der ‚Ab-solutismus des Buches verhindert dessen metaphorischen Gebrauch für die Welt“<sup>11</sup>. Aufgrund der strikten Bindung des Heils an die Gotteserkenntnis durch die Offenbarung (Sinai, Tora), und man kann hinzufügen zur Abgrenzung gegen ‚Naturreligionen‘, hatte die Welt bzw. die Natur keine eigene Offenbarungsqualität. Soweit, so plausibel. Gelesen wird im Buch ‚des Gesetzes‘ bzw. ‚des Bundes‘ – aber beide Bücher sind auch ‚Gebrauchsanweisungen‘ für die Welt.

In Blumenbergs Lesart steht außer *Frage*, ob die Lesbarkeit der Welt von einer *Konvergenz* oder *Konkurrenz* der beiden Bücher ausgeht. *Beides* ist möglich (und auch wirklich geworden), in welcher näheren Verhältnisbestimmung auch immer. Blumenberg erzeugt durch diese Halbierung der Möglichkeiten eine *Fraglosigkeit*, die hoch suggestiv ist. Sie erinnert an eine Ruhigstellung von Fragen, wie sie einem Mythos eigen sein kann. Entweder *irrt* Blumenberg hier, oder er *führt* in die Irre.

Würde der Kosmos vom Demiurgen geschaffen, kann man ihn abbilden oder im Grenzwert zerstören, aber man käme nicht auf den Gedanken, ihn lesen zu wollen. Würde die Welt vom Nichtsein ins Sein gerufen, kann sie wieder im Nichts vergehen. Bis dahin gilt es, auf den zu hören, der auch die Welt ins Sein gerufen hat. Aber auf die Welt zu hören oder zu versuchen, in *ihr* zu lesen, wäre abwegig: eine Neugierde auf die Natur, in der nicht zu finden ist, was allein Not tut.

Wenn man im Buch der Natur hingegen nur wiederfinden will, was man im Buch der Bücher gelesen hat, kann man sie metaphoric im Lichte des Gelesenen zu lesen versuchen – aber man wird nicht anfangen mit ‚Zählen, Messen und Wiegen‘. Ein selbständig zu lesendes Buch der Natur bliebe latent. Will man im Buch der Welt Zeichen finden, die all diejenigen auf das Buch der Bücher hinführen, die es noch nicht gelesen haben, wird man ‚natürliche Theologie‘ betreiben oder deren ästhetische Parallelaktion vom Erhabenen und Schönen aus, um Gott plausibel zu machen. Will man hingegen im Buch der Welt mehr und anderes finden als im Buch der Bücher, wird es zunächst gleichermaßen gültig sein und final einen Eigenwert bekommen, der sich selbstständigen kann.

Blumenberg meinte: „In der Metapher vergeift sich, wer vergißt, daß das Buch ein Surrogat ist: Man liest *über* etwas, weil man es *selbst* nicht haben oder anschauen kann. Insofern paßt die Buchmetapher in das christliche Umfeld, denn sie impliziert Vorläufigkeit. Erst unter den Bedingungen der neuzeitli-

<sup>10</sup> Ebd., S. 23.

<sup>11</sup> Ebd., S. 34. Erst im Pelagianismus sei das ‚Buch der Natur‘ denkbar geworden (S. 34f.). Anders steht es um das Buch des *Lebens* (vgl. Ps 69,29; Phil 4,3; Apk 3,5; 17,8; 20,12.15).

chen Subjektivität hört Lesen [ergänze: der Welt?] auf, etwas Vorläufiges zu sein, und steht nicht mehr anstelle des Unmittelbaren und Definitiven oder im Hinblick, in Vorbereitung auf dieses<sup>12</sup>. Aber wurde die ‚Lesbarkeit der Welt‘ erst in dieser Verselbständigung des Buches der Natur valent?

Kay folgt ihm in diesem Vorurteil, läßt aber der vorkritischen Vorgeschichte dieser Metapher ihren theologischen Spielraum: „Ursprünglich bezog sich die Metapher vom Buch des Lebens und dem der Natur natürlich auf den stofflichen Gehalt der Schöpfung Gottes. Der menschlichen Lektüre zugänglich wurde dieses Buch erst nach der wissenschaftlichen Revolution des 17. Jahrhunderts, als die Sprache der Wissenschaft – Experiment und Mathematik – die Naturphilosophen mit den nötigen Werkzeugen versorgte, um seine codierten Geheimnisse zu erschließen“<sup>13</sup>. Wenn sich diese Metapher auf Gottes Schöpfung bezog, warum wurde deren Referent erst im 17. Jh. der Lektüre zugänglich, bzw. weshalb nur durch ‚Experiment und Mathematik‘? Damit wird von Kay als selbstverständlich gesetzt, was zu entselebstverständlichen eine der beiden Fluchtlinien von Blumenbergs Studie<sup>14</sup> ist. Denn die „Erfahrung könne reicher sein als die bloße Gesamtheit von Bestätigungs- oder Widerlegungsverfahren, die in Methoden vorgegeben sind oder aus Theorien folgen“<sup>15</sup>, oder mit Möglichkeitssinn formuliert heißt das, daß die neuzeitliche Wissenschaft „nicht alles ist, was sein kann“<sup>16</sup>.

Die Genese der Lesbarkeitsmetapher entscheidet über ihre Grenzen. Und da die Genese nur in der Erinnerung zugänglich ist und deren Lesbarmachung in Geschichten erfolgt, wird je nachdem eine Grenze gezogen. Daher hängt einiges daran, wo man die Lesbarkeit der Welt beginnen sieht bzw. die Metapher vom Buch der Natur. Wäre sie nur in der Konkurrenz zum Buch der Bücher entstanden, wäre die Lektüre der Welt auf die Entgegensetzung dazu verkürzt – und eine Konvergenz beider Lektüren ebenso ausgeschlossen, wie die fromme Vorgeschichte beider Bücher. Eben so sieht Blumenberg die Genese dieser Metapher. Sie sei als eigenständige erst mit der neuzeitlichen Wissenschaft entstanden, exemplarisch (bezeichnenderweise) bei Galileo und Bacon<sup>17</sup>.

Das tendiert zum Truismus: als autonomes Buch kam die Welt erst in der autonomen Neuzeit in den Blick. Damit wird zur Grenze der Lesbarkeit der Anfang der Neuzeit mit der humanen Selbstbehauptung im Zeichen der Weltlichkeit der Welt.<sup>18</sup> Eine ‚endogene‘ Entstehung der Metapher und die konver-

<sup>12</sup> Ebd., S. 38.

<sup>13</sup> L.E. Kay, Das Buch des Lebens, s. Anm. 3, S. 11.

<sup>14</sup> Ebd., S. 59 ist die einzige Referenz auf Blumenberg.

<sup>15</sup> H. Blumenberg, Die Lesbarkeit der Welt, s. Anm. 1, Klappentext (in der ergänzten Version der paperback-Ausgabe von 1986).

<sup>16</sup> Ebd., S. 12.

<sup>17</sup> Ebd., S. 68ff., 86ff.

<sup>18</sup> Für Blumenbergs Metaphergeschichte hieße das, sie erbe die Problemlasten seiner Neuzeitstudien. Leider ist die These vom Anfang der Neuzeit aus der humanen Selbstbehauptung gegen den theologischen Absolutismus des Nominalismus so erhellend wie

gente Weltektüre im Licht des Buchs der Bücher geraten aus dem Blick.<sup>19</sup> Selbständig wird die Weltektüre erst im Lichte einer sich autonom absetzenden Vernunft. Fraglich ist dann allerdings, warum überhaupt noch die theologisch vorbereitete ‚Einheit des Buches‘ mit dem Lektüreverhältnis zur Welt fortgeschrieben wurde. Fraglich würde so gesehen für die Leser der Welt, was die Ermöglichungsbedingungen für deren Autonomie sind. Blumenberg wird dazu auf Bonaventura verweisen (s.u.).

Bei Galileo mag es fromme oder listige Rhetorik gewesen sein, an der Übereinstimmung der beiden Bücher festzuhalten, um *seine* Weltektüre zu legitimieren; bei Bacon jedenfalls wird die autonome Lesbarkeit der Welt zu einer der theologischer Legitimierung weder willigen noch bedürftigen Ermächtigungsgeste.<sup>20</sup> Das erste Buch der Worte Gottes, in dem sich sein Wille zeige, und das zweite Buch seiner Werke, in dem sich seine Macht zeige, sind asymmetrisch: das eine ist bekannter Bestand, das zweite provoziert die Ermächtigung des Menschen und dessen ‚Willen zur Macht‘. Es geht final nicht mehr um Lektüre, allenfalls um ein Schreiben, genauer beschen um die Wesen und Dinge der Natur bei ihrem Namen zu rufen und so erst recht zu erkennen und zu beherrschen. Täuscht sich der Leser – oder wird er auf eine Spur der Vergeblichkeit gelockt – wenn in diesem ‚eentlichen‘ Anfang der ‚Lesbarkeit der Welt‘ zugleich das *Ende* dieser Metapher beschlossen zu liegen scheint? Von Lesen und Schreiben kann im Zeichen mathematischer Welterschließung nur noch camouffiert die Rede sein.

Die *intrinsische* Konkurrenz der Lektüre im Buch der Welt gegenüber der im Buch der Bücher ist eine nicht ohne weiteres einsichtsfähige Verkürzung, die *extrinsische* Konkurrenz hingegen ist einsichtig. Die äußeren Grenzen der Lesbarkeit sind ihre Alternativen, gegen die sich die Lektüre im Buch der Natur abgrenzen läßt. Kurz gesagt: *Praxis*<sup>21</sup> und *Theorie*, also *Leben* diesseits des Lesens und experimentelle *Anschauung* sowie Begriff und Formel. In der ‚Praxis‘ kehrt wieder, was eingangs als ‚Leben‘ versus Lesen angespielt wurde. Die der Lektüre zwar fähige, aber nicht bedürftige Lebenswelt von Selbsterhaltung und -beharrung. Sie ist das gängige Antidot zur ‚szientifischen‘ Engführung von Erfahrung und Weltverhalten, wie sie seit der ‚Krisis der europäischen Wissenschaften‘ immer wiederkehrt. Die quälende Alternative von ‚Theorie und Praxis‘ zeigt im Gegenüber zur Lektüre ihren vergessenen aristotelischen Zusammenhang. Beide kommen ohne Lesen aus, weil sie Weisen des Weltverhaltens

falsch. Wenn oder da sie falsch ist, ist auch die Verortung des Anfangs der ‚autonomen‘ Lesbarkeitsmetaphorik falsch – eine Grenzziehung, die im Zeichen der Legitimierung der Neuzeit deren Vorgeschichte auf der Strecke bleiben läßt.

<sup>19</sup> So treten Alanus ab Insulis und Hugo von St. Viktor nur als ‚eher begeisterte als gelehrte‘ Autoren auf (ebd., S. 51).

<sup>20</sup> Ebd., S. 89.

<sup>21</sup> Ebd., Klappentext. Gegen den Primat einer ‚praktischen Erfahrung‘ (statt ‚bloßer Lektüre‘) richtet sich das ganze Buch Blumenbergs, ebenso wie gegen die Engführung der Erfahrung auf die ‚gegenwärtigen‘ Naturwissenschaften.

sind, die ‚direkt‘ und möglichst ‚unverstellt‘ die Wirklichkeit zu haben vermeinen. Die Indirektheit der Lektüre scheint demgegenüber blaß und blutleer. Beiden gegenüber zeigt die gewagte These von der *Lesbarkeit* der Welt erst ihre streitbare Pointe: daß im Lesen Erfahrung gemacht oder gegeben wird. Die Indirektheit der Lektüre ist nicht die Bedingung der Weltlosigkeit, sondern die Ermöglichungsbedingung einer Besonnenheit und Nachdenklichkeit, die erst in einer gewissen Distanz gegenüber der ‚unmittelbaren‘ Wirklichkeit möglich wird.

Mit der extrinsischen Konkurrenz des Lesens zum direkten Weltzugriff im Experiment ergibt sich eine kritische Rückfrage an die Lesbarkeitsmetaphorik in den Naturwissenschaften. Wo ‚eigentlich‘ experimentelle Anschauung die ‚Daten‘ liefert, die final auf Formeln bzw. Gesetze reduziert werden, wird weder metaphorisch noch wörtlich gelesen. Es wird (präpariert) angeschaut, beschrieben und gerechnet. Texte sind dann allenfalls notwendiges Übel, Mittel zum Zweck der Darstellung, was eigentlich in eigener experimenteller Anschauung reproduziert und geprüft werden soll. Nicht ein ‚Buch der Welt‘ ist die valente Hintergrundmetapher, die das Denken und Schreiben reguliert, sondern wenn, dann ein Buch der Formeln, in denen die Gesetze verzeichnet wären, die die Welt im Innersten zusammenhalten. Der eschatologische Grenzwert dieses Buches wäre die Weltformel einer einheitlichen Theorie des Ganzen, die keines Buches mehr bedürfte.

Wenn das zu Lesende aus der Anschauung stammt, die technisch hochgerüstet ist, und wenn die Darstellung des Angeschauten mathematische Form hat, dann sind die Bedingungen der Anschauung und von deren Darstellung wie Reduktion von sehr begrenzter Lesbarkeit – nicht nur für unkundige Leser, sondern angesichts entsprechender Texte prinzipiell. Natürliche Sprachen taugen anscheinend schlecht für Abbildungen, terminologische Analyse, mathematische Reduktion und deren Präsentation.

Wozu dann noch Bücher und Leser? Zur Unterhaltung vielleicht oder zur unzulänglichen Erörterung all dessen, was noch nicht auf Formeln gebracht wurde? Eine Grenze der Lesbarkeit ist auch die faktizitäre Grenze der Wirkbarkeit der Lektüremetapher und ihres lebensweltlichen Hintergrundes, der kulturellen Praktik des Lesens und Schreibens. Wenn ein der publizistischen Askese unverdächtig Medientheoretiker wie Jochen Hörisch die Geschichte der Medien schreibt und darin Lesen und Schreiben als eine Episode darstellt, läßt einen das nachdenklich werden. Die Alphabetisierung ist ein kulturelles Spätphänomen des 19. Jahrhunderts, eine regulativer Anspruch, der vor seiner Verwirklichung bereits im Vergehen begriffen ist, nicht nur faktisch, sondern auch programmatisch.

### Erwartung und Enttäuschung

Lesen und Leben sind *heterogene Ordnungen*, die sich in bestimmter Hinsicht wechselseitig erhellen oder erweitern können durch die entsprechenden Metaphern. Leben tut man nolens oder volens. Lesen lernt man, auch nolens oder volens. Daß letzteres ersterem zugute komme, ist die Verheißung der Leselehrer. Dagegen gehört zur üblichen Erfahrung mit Büchern, daß sie das Leben wie das Schlafen *stören* – aber dafür im Gegenzug viel versprechen, traumhafte Phantasien etwa oder einen neuen Himmel und eine neue Erde mit Sinn und Verständlichkeit. ‚Hör‘ auf mich, folge mir ...‘ ist ihr nie gedrucktes Motto, mit dem sie den Nöten und Lüsten des Lebens entgegentreten.

Texte wecken nicht nur Erwartungen, sie verheißen auch noch Erfüllungen. Die elementare Erwartung ist die der Lesbarkeit, von der man sich *Verständlichkeit* verspricht. Greift man zum Buch, hofft man mittels des Buches zu verstehen. Zumindest weckt das Buch diese Erwartung zum Zwecke seiner Legitimierung. Diese intrinsische Sinnverheißung der Bücher und die entsprechende Erwartung der Leser ist das Prekäre an der Übertragung auf die Welt. Zwar sollte man aus der Lektüre entsprechende Enttäuschungen gewohnt sein, – aber nichtsdestoweniger ist dieses Schema von Erwartung von Erfüllung – der Intentionalstruktur menschlichen Daseins gemäß – offenbar irreduzibel und provoziert zu große Erwartungen.

Texte sind es, die die Welt lesbar *machen*, mit dem *was über* sie geschrieben wurde, wird und werden wird, die Welt des Geschriebenen, wie sie in Bibliotheken gesammelt wird. Daher entspräche einer Welt von Welten die Metapher der Universalbibliothek, in der es hoffentlich nicht nur um wirkliche Welt(en) geht. Denn lesbar sind Texte über ‚die Wirklichkeit‘, sei sie vergangen, gegenwärtig oder zukünftig, über Möglichkeiten und Unmöglichkeiten.

Texte können *mehr* sagen, als was der Fall ist. Das zu sagen, ist schwer genug, aber nie genug für eine Kultur, zumal für eine Religion, die noch etwas zu hoffen wagt, weil die Welt mehr als genug zu wünschen übrig läßt. Was lesbar ist, ist mehr als was der Fall ist. ‚Mehr‘ zu sagen, oder bescheidener formuliert ‚anderes‘, künftige Möglichkeiten, gefährliche oder wünschenswerte, ist riskant. Zwar sind Texte über mögliche Welten oder Möglichkeiten der Welt nicht fallibel wie Beschreibungen ihrer Wirklichkeit, aber sie sind gleichwohl bestreitbar, weil sie etwas wagen, womit sie fehlgehen können. Lesbarmachung dessen, was nicht nur der Fall ist, etwa erhoffter oder gefürchteter Möglichkeiten der Welt, wird seinerseits erst möglich, wenn die Welt auch anders sein könnte. Logisch wie ontologisch wird damit das Wirkliche im Horizont des Möglichen gesehen und das Faktische als kontingent (nicht als beliebig). Diese *Öffnung* des geschlossenen Horizontes eines ewigen Kosmos ist die (selber nur metaphorisch sagbare) Möglichkeitsbedingung dieser Lesbarkeiten.

Weniger riskant wäre es, wenn die Fragen des Weltbezugs von vornherein ausgeklammert würden. Wenn man nichts ‚über‘ die Welt zu sagen beansprucht, nichts über sie hinaus, keine Vorgriffe dessen, was der Fall sein könnte, oder künftig sein sollte oder nicht sein sollte. Wenn man solche Ansprüche

vermeidet, kann man sagen, was man will. Phantasien haben die Lizenz zur Willkür. Sie können nicht lügen, sondern allenfalls geschmacklos oder schlecht geschrieben sein; aber sie sind irrumsunanfällig, weil sie einer Widerlegung ebenso unfähig sind wie einer Begründung. Sistriert man alle Ansprüche auf Referenz, in Poesie oder Poetologie, Literatur oder deren Wissenschaft, rettet man sich a limine vor einem Widerstreit zwischen Text und Welt. Daß der trotz aller Rettungsversuche immer wiederkehrt, wird an der *Wirkung* selbst der unmöglichsten Texte auf die Leser und die Leserwelten liegen. Noch so absurd scheinende Texte – über Gottes Tod und eines Menschen Auferstehung – wecken Hoffnungen und Erwartungen.

Lesbarkeit der Welt, zumal der möglichen Welten, weckt Erwartungen der Erfüllung. Die Regel der Lektüreerfahrung ist aber trotz aller Intentionalität nicht die Erfüllung, sondern die Enttäuschung. Man kann vermuten, daß die Welt als Buch aus diesen Erwartungen ihre Faszination und Attraktivität bezieht, als hätte man mit ihr den Text, der nichts zu wünschen übrig läßt, ein Buch, das hält, was es verspricht, das nie endet und wie ein magisches Zeichen ist, was es bedeutet.

Versteht man einen Text als Welt, hat die Lesbarkeit andere Grenzen, als wenn man die Welt als Text versteht. *Textwelten* sind ‚small worlds‘, möglich, plural und labil, deren Grenze mit der letzten Seite erreicht wird und jenseits derer man meistens weiterlebt. Die Grenze des Lesens ist daher nicht die Grenze des Lebens in ihnen. Der doppelte Übergang vom Leben in das Lesen und zurück (mit Ricoeur gesagt: von der Präfiguration zur Konfiguration und zur Refiguration der Lebenswelt in der Lesewelt und v.v.) bildet die Grenze des Lesens als ‚Leben im Text‘.

Die *Welt als Text* hingegen ist eine große Welt, wirklich, eine und stabil. Zumindest werden Einheit, Wirklichkeit und Stabilität (Konstanz) vorausgesetzt. Diese Präntention verdichtet sich paradigmatisch in der Metapher vom ‚Buch der Welt‘ bzw. deren Lesbarkeit. Denn damit wird insinuiert, die gelesene oder zu lesende Welt sei so sichtbar eine wie ein Buch, sei so lesbar wie ein Buch, das man nur aufschlagen muß, und sie sei so ‚sinnvoll‘ wie ein Buch, das man liest, um zu verstehen. Die ungemaine Sinnerwartung und -zuschreibung ist ein ebenso deutlicher *Überschwang* der Lesbarkeitsmetapher wie die damit gesetzte Einheit und Zuhandenheit (bzw. Zugänglichkeit). Diese Erwartungen und Suggestionen provozieren die Enttäuschungen, von denen Blumenbergs Metapherngeschichte erzählt.

Was sie nicht erzählt ist die Kehrseite dessen. Mit einer alternativen Metaphorik erginge es uns nicht besser. Wenn man die klassische Alternative wählte, die der Anschauung der Welt mit der Präntention der Erfüllung der Intention in Anschauung, Evidenz und Begriff, wäre die Enttäuschung nicht geringer. Denn die Erwartung von Sinn in der Passung von Anschauung und Begriff ist ebenso fallibel wie die Erwartung von Evidenz durch Anschauung. Bei allen Techniken zur Visualisierung bleibt die Verneinung leer, das Anschauliche sei auch das Evidente und Verstandene. Das gilt schon im Kleinen und a fortiori im großen Ganzen. Das Ganze auf einmal anzuschauen und zu be-

greifen, wenigstens final, ist keine auf die Lesbarkeit beschränkte oder durch diese Metapher induzierte Suggestion, sondern kehrt in der alternativen Metaphorik der erfüllten Anschauung wieder.

Lesbarkeit oder Sichtbarkeit, mit den entsprechenden Techniken der Lesbarmachung oder Sichtbarmachung, sind gegeneinander heterogene, wenn nicht konkurrierende Metaphern (mit entsprechenden Modellen und Techniken). Im Grenzwert, in dem, worauf sie final aus sind und was sie suggerieren, sind beide überschwänglich, und beim Wort genommen enttäuschend oder absurd. Es könnte aber zur Stärke der Lesbarkeitsmetaphorik gehören, daß sie nicht ‚das Ganze auf einmal‘ präntiert, im Unterschied zu Anschauung und Begriff. Die Attraktivität der Lesbarkeit eines Buches ist nicht, wie Blumenberg meinte, die Idee der Einheit und Ganzheit wie im Buch der Bücher, sondern die der Pluralität und des Fragmentarischen wie im Buch der Bücher. Deren ‚Vorläufigkeit‘ gewährt eine Lizenz zur Pluralität und Perspektivität im Weltverhältnis, die der Begriff wie die Formel gerade auszuschließen suchen. Trotz aller Enttäuschungen bleibt vielleicht deswegen die Lektüremetaphorik so reizvoll und tragfähig. Sie erschließt neue Welten, ohne auf das Universum im Ganzen oder im Kleinsten auszusein, und sie beansprucht nicht, die einzige oder beste aller möglichen Formen der Erfahrung zu sein.

#### Zwischen Möglichkeit und Wirklichkeit

Die Grenzen unserer Welt sind nicht die Grenzen der Lesbarkeit. Denn was nicht lesbar ist, wird lesbar gemacht.<sup>22</sup> Wenn man etwas nicht lesen kann, ist das kein Weltuntergang, und wenn etwas nicht lesbar gemacht werden kann, meist auch nicht. Zum einen gibt es Alternativen zum Lesen und Schreiben, zum anderen bleibt immer noch die große Alternative eines Lebens jenseits des Lesens. Auch wenn mir das nur vom Hörensagen bekannt ist, scheint es sich doch dort leben zu lassen.

Die Grenzen der Lesbarkeit sind *nicht* die Grenzen unserer Welt. Denn was nicht von dieser Welt ist, kann lesbar gemacht werden. Die Möglichkeiten der Welt, seien es reale oder irreale, können geschrieben und gelesen werden. Die eingangs zitierte ‚Interpretation des Wirklichen vom Möglichen her‘ ist eine Lesbarmachung möglicher Welten, die sich direkt oder indirekt auf die Erweiterung wirklicher Welt(en) bezieht.

An den Grenzen der Lesbarkeit zeigen sich allerdings die Grenzen einer *Ordnung*, der Ordnung des Wirklichen und des Möglichen. Die eigentümliche Leistung der Lesbarkeit (gegenüber der individuellen Imagination etwa<sup>23</sup>)

<sup>22</sup> Auch wenn es als lesbares nicht mehr dasselbe ist, wie zuvor.

<sup>23</sup> Vgl. Philipp Stoellger, *Imagination Ltd.*, Considerations on the Quest for Limits of Imagination, *Ars Disputandi*, <http://www.ArsDisputandi.org>, 2, 2002, *ESPR Proceedings*, Cambridge K, 2002.

scheint darin zu bestehen, nicht nur im Raum der Möglichkeiten zu bleiben, sondern als reale Möglichkeit (*Lesbarkeit*) zwischen Möglichkeit und Wirklichkeit zu spielen und Übergänge zu eröffnen, die in der Lektüre vollzogen werden können.

Zeigt sich in dieser Möglichkeit ein impliziter Voluntarismus der ‚Lesbarkeitsmetapher‘? Ein Überschwang des Willens auf Kosten der Intelligibilität? Blumenberg führte seine Wendung „die Herstellung von Lesbarkeit ist ein Phänomen, das eng mit der Interpretation des Wirklichen vom Möglichen her zusammenhängt“<sup>24</sup> auf Bonaventura zurück: „Er hatte nicht nur die Buchmetapher, sondern auch die dazugehörige Metaphysik [!] der Welt als ‚Ausdruck‘, wie sie nur möglich ist, wenn nicht alles wirklich wird, was möglich ist“<sup>25</sup>. Welt als ‚Ausdruck‘ impliziert, daß sie nicht von Ewigkeit zu Ewigkeit ist und bleibt, sondern Schöpfung ist, in der sich der Schöpfer ausdrückt. Nur *was* genau er darin ausdrückt, ist so interpretationsfähig wie –bedürftig. Ist es seine Macht, sein Wille, seine Güte?<sup>26</sup> Das wird nur entscheidbar, wenn das Woher der Lektüre namhaft gemacht würde.

Hinweise dafür findet schon Blumenberg, zunächst im „Nachdruck des theologischen Satzes, Bild und Gleichnis Gottes sei der Mensch und nur dieser. Das erzwang für die übrige Welt ein andersartiges Darstellungsverhältnis der göttlichen Selbstmitteilung“<sup>27</sup>. Vice versa heißt das, „Welt kann erst ‚Ausdruck‘ werden, wenn die Sichtbarkeit des Unsichtbaren nicht mehr Abbildung eines Urbildes ist“<sup>28</sup>. Wenn die Welt nicht selber ‚Bild‘ Gottes ist, *in* der Welt daher auch keine Bilder Gottes zu finden sind (und nicht gefunden werden dürfen), die Welt aber dennoch von Gott geschaffen ist – muß sie anders verstanden werden als durch Schau und Verehrung. Blumenbergs Reformulierung des Schöpfungsgedankens führt aber in die Irre: „Die Welt ist [nach Gen 1] durch Denken, nicht durch Anschauung entstanden. Darin liegt, daß die Natur erfaßbar wird für die Metaphorik des Buches, indem sie nicht durch Anschauung sondern durch Denken verstanden, nämlich ‚gelesen‘ werden kann“<sup>29</sup>. Das Denken unterschlägt nicht nur den Willen Gottes, sondern auch dessen *ordinatio* durch seine Güte, deretwegen die Welt ‚sehr gut‘ ist. Und es wird unterschlagen, daß dieses Denken sich als Wort äußert – und daher die Welt nicht durch ‚reines Denken‘ zu verstehen wäre, sondern der Lektüre seines Wortes bedarf.

<sup>24</sup> H. Blumenberg, *Die Lesbarkeit der Welt*, s. Anm. 1, S. 164.

<sup>25</sup> Ebd., S. 62.

<sup>26</sup> Vgl. ebd., S. 62: Die „Metaphysik des Kosmos [wie sie sich in der ‚creatio ex nihilo‘ zeige] hatte gegen den biblischen Schöpfungsgedanken standgehalten, indem sie dessen mögliche Implikation ausschaltete, der Urheber eines Werkes müsse in diesem und durch dieses ‚sich ausdrücken‘ – also nicht nur seine absolute Macht über das Nichts demonstrieren“.

<sup>27</sup> Ebd., S. 47.

<sup>28</sup> Ebd.

<sup>29</sup> Ebd., S. 48.

Diese Bedingung der Weltlektüre wird aber mit Bonaventuras Differenz fraglich. „Dieser gemäßigte Voluntarismus der Differenz von Möglichkeit und Wirklichkeit wird sich alsbald so verschärfen, daß das Wirkliche zu einer Partikel der Unendlichkeit des Möglichen wird. Dieser Hiatus gibt der Metapher vom Buch der Natur ihren Spielraum“<sup>30</sup>. Dieser Spielraum ist nicht nur der der Buchmetapher, sondern der der Lesbarkeit, sofern sie mehr besagt als ‚reine Beschreibung‘ dessen, was der Fall ist.

Bei Bonaventura gründet diese Ermöglichung in einer Differenz in Gott: „Propter ergo immensitatem infinita potest, sed propter immensitatis manifestationem multa des suis thesauris profert, non omnia, quia effectus non potest acquari virtuti ipsius primae causae“. Diese Differenz von ‚multa, non omnia‘ wiederholt sich in den Eigenschaften Gottes: „quia maximae *potentiae*, multa potest; quia maximae *sapientiae*, multa novit; quia summae *bonitatis*, multa vult producere et se communicare“<sup>31</sup>. Es wird in der Welt nicht alles wirklich, was bei Gott wirklich ist. Daher bleibt die Wirklichkeit der Welt von seinen Möglichkeiten umgeben – die einiges hoffen lassen.

Die nominalistische Zuspitzung dessen findet sich in Scotus’ Erörterung des logisch Möglichen<sup>32</sup>: „nihil est simpliciter impossibile nisi quia simpliciter repugnat sibi esse; cui autem repugnat esse, repugnat ei ex se primo ... Illud ergo est simpliciter impossibile cui per se repugnat esse, et quod ex se primo est tale quod sibi repugnat esse, – et non propter aliquem respectum ad Deum, affirmativum vel negativum; immo repugnaret sibi esse, *si per impossibile Deus non esset*“<sup>33</sup>. Im Horizont der Möglichkeitsspekulation kann mit der Nichtexistenz Gottes operiert werden, als ein Gedankenexperiment gewissermaßen, mit dem hypothetisch denkbar wird, was ansonsten undenkbar wäre: der hypothetische Atheismus wurde als Hypothese real möglich.<sup>34</sup> Hierin kann man

<sup>30</sup> Ebd., S. 56.

<sup>31</sup> Bonaventura, *Sententiarum Lib. II*, d. 1, p. 2, a. 1, q. 1 (concl. 2), *Opera Omnia*, ed. Quaracchi, II, S. 40.

<sup>32</sup> Duns Scotus, *Ordinatio I d. 2 pars 2 q. 4 n. 10* (*Opera Omnia*, hg. v. M. Perantoni, II: *Ordinatio, Liber Primus*, d. 1 et 2, Civitas Vaticana 1950, S. 282f.). Der Hinweis ist für das ‚si Deus non esset‘ zentral, denn: „Possibile logicum est modus compositionis formatae ab intellectu cuius termini non includunt contradictionem, et ita possibilis est haec propositio: ‚Deum esse‘, ‚Deum posse produci‘ et ‚Deum esse Deum‘; sed possibile reale est quod accipitur ab aliqua potentia in re sicut a potentia inhaerente alicui vel terminata ad illud sicut ad terminum“ (mit Aristoteles, *Met V*, de potentia).

<sup>33</sup> Scotus, ebd., I d. 43 q. un. n. 2, kursiv P.S. (*Opera Omnia*, hg. v. A. Sępinski, VI: *Ordinatio Liper Primus*, d. 26–48, Civitas Vaticana 1963, S. 353f.).

<sup>34</sup> Für gewöhnlich wird das *Dictum* ‚etsi Deus non daretur‘ auf Dietrich Bonhoeffer zurückgeführt, der nach der Notwendigkeit und Möglichkeit einer ‚nichtreligiösen Interpretation religiöser Begriffe‘ fragte als dem Desiderat einer Theologie im 20. Jahrhundert bzw. angesichts des Unverständnisses wie der religiösen Indifferenz, wie sie ihm seit der Weimarer Zeit vor Augen stand. Begriffsgeschichtlich machte Bonhoeffer damit Gebrauch vom ‚grotianischen Argument‘, das Hugo Grotius zur neutralen Begründung des Naturrechts in Anschlag gebracht hatte. Der Sache nach findet es sich bereits bei Gabriel Biel als ethische Hypothese (vgl. Hans Blumenberg, *Die Vorbereitung der Neuzeit*. In: *PhR* 9, 1961, S. 109).

die *endogene* Genese des methodischen Atheismus der neuzeitlichen Wissenschaften finden – die dann nicht in der Konkurrenz humaner Selbstbehauptung gegen einen (mythischen) ‚theologischen Absolutismus‘ entstanden wären.

Die Ermöglichung dessen, was Blumenberg bei Bonaventura terminologisch gefaßt findet, hätte er schon in der biblischen Tradition finden können. Darauf findet sich bei ihm sogar ein Hinweis: „Der biblische Gott ist, seit den eigenhändigen Tafeln vom Sinai, ein schreibender Gott. Zumindest einer, der schreiben läßt; aber auch ... lesen lassen könnte“<sup>35</sup>. Deswegen stimmt auch Blumenbergs Konkurrenz-These nicht. Die Differenz des Buchs der Bücher zum (noch nicht so genannten) Buch der Welt findet sich schon im AT, allerdings in asymmetrischer *Konvergenz*.

Aufgrund der Sinaioffenbarung wurde die strikt an ihren Schöpfer rückgebundene Welt ‚gelesen und lesbar gemacht‘. Eine *Lesbarmachung* der Natur als Schöpfung bieten die Schöpfungsmythen, in besonderer Prägnanz sc. Gen 1. In verwandter Perspektive bietet die Weisheitstradition wie in den Schöpfungspsalmen eine Les- und sogar eine Singbarkeit der Welt: „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Feste verkündigt das Werk seiner Hände ...“ (Ps 19,2). Aber ist Schöpfung lesbar, weil sie solo verbo Dei entstanden ist? Im Gegenteil *wird* sie lesbar nur, indem das verbum Dei gelesen (vorgelesen und gehört) wird und erst in dessen Licht die Welt gelesen und gebraucht wird. Die Schöpfung durch das Wort bringt die Welt hervor, nicht einen Text. Daher *ist* die Welt (als Schöpfung) kein Text, sondern provoziert Texte. Ihre Wirklichkeit provoziert ihre Lesbarmachung im Horizont der Möglichkeiten.

Beide Traditionen – priesterschriftliche Schöpfungstheologie und die Weisheitstradition – sind Lektüren im Licht des ‚Buchs der Bücher‘ avant la lettre. Genauer, weil es das noch nicht gab, im Lichte der Tora und der Schriften. Darin liegt eine Gegenbesetzung in Konkurrenz zu umgebenden religiösen Interpretationen der Natur, die Israel vorfand. So gesehen beginnt die jüdische Lesbarmachung der Welt mit einer Konkurrenz gegen andere Lektüren<sup>36</sup> – ist ihrerseits aber eine Lektüre ausgehend von den lesbaren Traditionen der Tora, die die Regel bildet, nach der mit der Natur (auch der, die wir sind) umzugehen sei. Das dominium terrae ist das dominium der Tora über die terra. Daher ist die Weltlektüre ‚primär sekundär‘ und a limine *konvergent* zu dem Hintergrund, auf dem sie wahrgenommen und durch die Theologie lesbar gemacht wird. Die Grenze dieser Lesbarkeit ist vorgefaßt die Grenze der Tora bzw. die Grenzen, die sie setzt (keine Naturverehrung etc.). Welt ist zum Gebrauch bestimmt, nicht zum Verbrauch oder zum theoretischen Genuß. Der Lobpreis der Welt ist immer Lob dessen, der sie gemacht hat.

<sup>35</sup> H. Blumenberg, Die Lesbarkeit der Welt, s. Anm. 1, S. 31.

<sup>36</sup> Unbeachtet bleibt hier, daß die naturreligiösen Praktiken nicht nur das ausgestoßene Fremde in Israel waren, sondern eine Paralleltradition im selben Land und wohl auch im ‚Volk Gottes‘. Der Frage nach einem faktischen Synkretismus in Israel wird hier nicht näher nachgegangen.

Diese monotheistische Reserve eröffnet ein ‚verehrungsfreies‘ Weltverhältnis, mit dem die ‚Weltlichkeit der Welt‘ in den Blick kommen konnte. Den hermeneutischen Prozeß dieses Übergangs könnte man sich phänomenologisch auch vorstellen: Weltlektüre entsteht, indem man die Kulturtechnik des Lesens nach der Textlektüre nicht mehr lassen kann oder will; wenn man weiterliest, nachdem die letzte Seite erreicht ist. Wörtlich genommen ist das – wie jede Metapher – absurd. Mit der Übertragung eines Verhaltens auf anderes geht es wenn, dann um eine *pragmatische Pointe*: das Weltverhalten so zu schematisieren und zu orientieren, daß es einen bestimmten Sinn (zugeschrieben) bekommt. *Welchen* Sinn und *welche* Orientierung ergibt sich allerdings nicht aus dem ‚Text der Welt‘ allein, sondern aus Perspektive und Horizont der Lektüre, aus dem ‚Kontext‘ gewissermaßen.

a) So kann man im Lichte des Gelesenen die Welt wahrnehmen und versuchen, das Gelesene in ihr wiederzufinden. Damit würden das Gelesene *wie* das Buch der Bücher bestätigt, oder die so gelesene Welt als Werk desselben Autors gerechtfertigt. Entsprechend würde das Weltverhalten vom Ethos des zuvor gelesenen Buches bestimmt. Damit einher ginge die Erwartung, daß es der Welt so ergehen wird, wie verheißen und gelesen.

b) Versucht man hingegen in der Welt etwas im Buch der Bücher nicht Gelesenes zu finden, etwas Neues oder Fremdes, gabelt sich der Weg. Man kann das Buch dann fortschreiben, ein neues Buch beginnen, oder aber das Buch Buch sein lassen und mit der Welterforschung beginnen, die sich von der Lektüre löst.

c) Die Grenze der Lesbarkeit des Buchs der Bücher kann über diese Grenze hinausführen, um die Welt ‚an und für sich‘ zu lesen. Die Grenze der Weltlektüre kann weiter dazu führen, in der Welt nicht nur oder nicht mehr zu *lesen*, sondern zu experimentieren und zu rechnen. Der Grenzwert dieser Grenzüberschreitungen wäre, die Welt ‚weiterzuschreiben‘ oder nicht mehr mit den Mitteln von Lesen und Schreiben zu vervollkommen. Das könnte auch in eine Welt voller Autoren und ohne Leser führen.

### Ökonomie der Erwartungen

Will man nicht solchen überschwenglichen Gebrauch von der Metapher machen – der mythisch oder metaphysisch wird und bei allfälliger Enttäuschung dann Kulturkritik bis zum –pessimismus provoziert – bedarf es einer *Ökonomie der Erwartungen*, eines maßvollen Haushaltens mit den vorgreifenden Suggestionen. Solch eine Ökonomie des Metapherngebrauchs ist *Metaphernkritik*, in der verschiedene Gebrauchsweisen der Metapher unterschieden und limitiert werden, um nicht falsche Konkurrenzen oder Übertreibungen zu provozieren. Das wurde im bisherigen deutlich gegen Blumenberg zur Geltung gebracht. Der endogene, konvergente Gebrauch der Lesbarkeit der Welt ist allerdings noch der Einschränkung bedürftig, um nicht die Erwartung zu wecken,

man könnte aus ihr herauslesen, was man nur in sie hineinlesen kann. Das wäre genauso abwegig wie die alte These vom ‚Naturrecht‘.

Im Lichte des Buchs der Bücher die Welt zu lesen, scheint eine bloß vergangene, zerfallene und damit obsoletе Erwartung zu sein. Die Autonomie der Naturwissenschaft seit Galileo und Bacon bis zu ihren komischen Spätformen im Bibel-Babel-Streit oder die jüngste Reprise im Streit um die Legitimität des Schulunterrichts in Evolutionslehre und ähnliche Grotesken veranschaulichen nur den auch von der Theologie geteilten common sense, daß das Buch der Bücher nicht lesen läßt, was die Naturwissenschaften erst lesbar machen. Schon gar nicht taugt die Bibel zum Ersatz oder zur Gegenbesetzung zu den Naturwissenschaften. Worüber man nicht sprechen muß, davon kann man schweigen.

Weiterer Kritik scheint die alte, theologisch induzierte Lesbarkeitserwartung an die Welt anscheinend kaum bedürftig. Im Gegenteil scheint es in diesem Fall eher der belebenden Erinnerung zu bedürfen, woher, wozu und wieweit die Lesbarkeit der Welt im Lichte des Buchs der Bücher sinnvoll sein kann. Seit den Anfängen christlicher Theologie bis heute wird apologetisch und pädagogisch im Sinne der natürlichen Theologie von der ‚Lesbarkeit der Welt‘ Gebrauch gemacht. Beides setzt voraus, daß *aus* der Welt erschlossen werden könnte, daß und wer sie geschaffen hat etc. Beides ist nicht erst seit Kant, sondern seit Luther zumindest im Protestantismus Vergangenheit.<sup>37</sup> Diese kritische Wende Luthers zeigt sich beispielsweise bei Johann Arndt, wenn er von den „göttlichen Belehrungen unsers Herrn“ spricht, „der ja aus dem großen Buche der Natur so manches tröstliche Gleichnis hergenommen hat, um uns das wahre Christentum oder Himmelreich recht zu erklären“<sup>38</sup>. Die Gleichnisfähigkeit der Welt für das Reich Gottes ist der asymmetrisch konvergente Gebrauch des ‚Buchs der Natur‘.

<sup>37</sup> Bei Luther (dem von Blumenberg keine Zeile gewidmet wird) findet sich m.W. nirgends das ‚Buch der Natur‘ o.ä., auch kein ‚Lesen der Natur‘ oder der Schöpfung. Vgl. WA 10/I. 1. Band, Weihnachtspostille 1522, S. 613f.: „Hie ligt nu der kern des Euangeli, darinnen es uns leret die art und eygenschaft [Hebr. 11, 1] des glawbens, das er sey argumentum non apparentium. Er hangt nur an dem blossen wort gottis und richt sich nach den dingen, die er nit sihet denn alleyn ynn demselbigen wort bedeutet, und sihet daneben viel dings, das yhn reytzt, als sey es nichts und umbsonst, was yhm das wort sagt. Und eben, das die natur heyst auff den affenschwantz gehen unnd springt tzuruck das heyst er den rechten weg und dringt durch, lest die natur klug und weyße seyn, bleybt er yhr narr und thor“. Vgl. aber auch WATR I, 574, Nr. 1160: „Wir sind jetzt in der Morgenröte des künftigen Lebens, denn wir fangen an, wiederum zu erlangen die Erkenntnis der Kreaturen, die wir verloren haben durch Adams Fall ... Wir aber beginnen von Gottes Gnaden seine herrlichen Werke und Wunder auch aus den Blumen zu erkennen, wenn wir bedenken, wie allmächtig und gütig Gott sei; darum loben und preisen wir ihn und danken ihm. In seinen Kreaturen erkennen wir die Macht seines Wortes, wie gewaltig das sei ...“. – Das hermeneutische Gefälle ist eindeutig. Vgl. auch die Notiz zur Weihnachtspostille, WA 10/I, 530, Nr. 2577: „Die welt lest ein schieß“.

<sup>38</sup> Johannes Arndt, Vier Bücher vom wahren Christenthume, Reutlingen 1829, S. 643f.

Seit Kant gibt es die kritisch gebrochene Variante dessen im ästhetischen Gebrauch. Naturschönheit und das Erhabene lassen eine imaginative Teleologie zu, in der angesonnen wird, was nur subjektiv empfunden, aber doch dem anderen nachzuvollziehen und beizupflichten zugemutet wird. In dieser Tradition scheint die naturwissenschaftliche ‚Frömmigkeit‘ verständlich zu werden, die in platonischem Erstaunen mehr vermutet, als den Sternen abgelesen werden kann. Hier motiviert die extreme Unwahrscheinlichkeit des Kosmos und des Menschen die Wahrscheinlichkeit eines Schöpfers. Als ästhetisches Ansinnen ist das möglich – und diese Möglichkeit ist erstaunlich viel. Aber *gelesen* wurde und wird hier nicht, sondern geschaut und geschlossen (oder besser konjiziert oder vermutet). Die Metaphorik ist nicht mehr die der Lektüre, sondern der Schau.

Demgegenüber ist ein *hermeneutischer* Gebrauch der theologisch motivierten Lektüremetapher grundsätzlich möglich (etwa in literarischen Zusammenhängen), wenn nicht unvermeidlich (in christlichen Lebensformen). Wenn in und aus einer Konfession die Welt als Schöpfung bezeugt und verstanden wird, sind darin pragmatische Konsequenzen impliziert: die Welt als Schöpfung ist eine Gabe, uns zum Gebrauch übergeben, nach Maßgabe von Regeln, in Verantwortung vor dem Geber. Der aber zeigt sich nicht ‚als Schöpfung‘, ist auch nicht ‚aus der Schöpfung‘ abzuleiten, sondern bleibt nicht-deduzierbar (allenfalls abduzierbar<sup>39</sup>) die Voraussetzung, unter der allein die Welt als Schöpfung angesehen werden kann. Die vortheoretische, lebensweltliche Perspektive kann von ihren orientierenden ‚Gewißheiten‘ hermeneutischen Gebrauch machen, um sich die Welt zu erschließen.

Zwar findet sich diese Ansicht der Welt als Schöpfung dem Christen immer wieder bestätigt im Blick auf die Welt, jedem Nichtchristen hingegen durch das Übel widerlegt oder zumindest zweifelhaft. Daher eignet sich ‚die Welt als Schöpfung‘ nicht für apologetische oder pädagogische Zwecke, mit ihnen die Grunddogmen der natürlichen Theologie zu demonstrieren. Aber wenn die Welt als Schöpfung gesehen wird, ‚stimmen Gottes Bücher überein‘, und das schlicht aus dem Grund der Asymmetrie dieser Bücher. Das zweite wird im Licht des ersten gesehen – und nicht als gleich-gültig. Damit wird von der Welt in religiöser Perspektive *Gebrauch* gemacht, nicht ‚etsi deus non daretur‘ empirisch geforscht (auch wenn das in dieser Perspektive sc. möglich ist). In diesem Gebrauch sind Perspektive und Horizont des Christen leitend – wie sie sich in der Lesbarkeitsmetapher zeigen – die nicht ‚von dieser Welt‘ sind, sondern auf sie übertragen werden. Hier wird um des Weltverstehens und -verhaltens willen in die Welt hineingelesen, was ihr nicht abgelesen werden kann.

Strittig ist zumindest in der Theologie noch, ob nicht besondere Formen der Weltlektüre leisten könnten, was hier dem vorgängigen Buch der Bücher vorbehalten bleibt: die Voraussetzung zu erschließen, unter der Hineingelesen

<sup>39</sup> Charles Sanders Peirce, Religionsphilosophische Schriften, Hamburg 1995, S. 283ff., vgl. S. 435, 452, 491, 522.

wird. Augustin war der Ansicht, in der Analyse der Seele, seiner Psychologie, vestigia und analogiae trinitatis zu finden, exemplarisch in memoria, intelligentia und voluntas. Die neuzeitlichen Parallelaktionen dessen meinen in der Struktur der Subjektivität dessen Angewiesenheit auf letzte Begründung ausmachen zu können, auf das sie mit dem Theorem vom ‚Gefühl schlechthinner Abhängigkeit‘ antworten. Beides ist plausibel nur dem, der die Voraussetzungen schon teilt – die er nicht aus der Analyse der Seele oder des Subjekts gewonnen hat.

Das ‚Hineinlesen‘ – wenn es denn als solches limitiert wird in seinem Anspruch und nicht als Induktion oder Apagogik getarnt wird – ist hermeneutisch insofern unverächtlich, als die Welt nicht ‚an und für sich‘ etwas bedeutet, sondern erst in einem Horizont und seinen Perspektiven Bedeutung gewinnt. Interpretationsphilosophisch hieße das, erst durch die Interpretativität der Wahrnehmung wird etwas bedeutend, das es ohne diese Wahrnehmung nicht wäre. Das könnte man nur für illegitim halten, wenn man im Gegenzug die methodisch regulative Neutralität des Naturwissenschaftlers für das Maß aller Wahrnehmung erklärte. Und das wäre eine szientifische Engführung, die eine künstlich produzierte Einstellung zur Norm erklärte. So unverächtlich diese präzise Forscherhaltung ist, so üblich und beharrlich sind andere vorthoretische Wahrnehmungsweisen, die sich nicht vor dem Forum der Naturwissenschaften zu rechtfertigen brauchen. Umgekehrt geht die ‚neutrale Empirie‘ wissenschaftsgeschichtlich wie lebensgeschichtlich aus Antrieben der eigenen Lebenswelt hervor – was das Thema der genetisch-phänomenologischen Wissenschaftsgeschichten Blumenbergs ist. Kopernikanismus, theoretische Einstellung und Weltlektüre sind ‚geworden und gemacht‘ aufgrund von kulturellen Bedingungen, die sie erst motivierten und in Bewegung halten. Daher sind auch die vermeintlich neutralen Empiriker nicht frei von der Neigung zum Hineinlesen in die Welt, die sie lesbar machen wie die Genetik zeigt – aber nicht nur das.

#### Über die Grenzen der Lesbarkeit hinaus: Vom Lesen zum Schreiben

Beim Übergang (oder eher Sprung) zur Genetik bleibt zurück und unthematisch, wie sich aus der Asymmetrie beider Bücher im Prozeß der Moderne deren Symmetrie und schließlich die Verselbständigung und Dominanz des ‚Buchs der Natur‘ entwickelt hat. Von Blumenberg wie Kay wird das als Fortschrittsgeschichte der Freiheit erzählt, dem einen als Problem, der anderen nicht. Zweifelhafte an beiden Lesarten ist, was sie auf der Strecke lassen: das lebensweltliche Beharrungsvermögen der vorwissenschaftlichen Metaphorik. Hamanns Credo hielt kantkritisch beieinander, was wissenschaftlich längst auseinanderfiel: „beyde Offenbarungen erklären, unterstützen sich einander, und können sich nicht widersprechen, so sehr es auch die Auslegungen thun

mögen, die unsere Vernunft darüber macht“<sup>40</sup>. Wie ein Vorgriff auf die Genetik klingt dann die (nicht emphatisch, sondern kritisch zu lesende) Bemerkung: „Ist das kleinste Gräschen ein Beweis Gottes; wie sollten die kleinsten Handlungen der Menschen weniger zu bedeuten haben?“<sup>41</sup>.

Im Zeichen der ‚autonomen‘ Lektüre kann das ‚Gräschen‘ und die ‚kleinste Handlung‘ auch ganz andere Bedeutung bekommen. Wird in theologischem Horizont in die Welt hineingelesen, was sich ihr nicht ablesen läßt, kann jenseits dessen ihr eingeschrieben werden, was sich in ihr lesen lassen soll. Die Lesbarkeitsmetapher im genetischen Kontext legt es nur nahe, auch ans Schreiben zu gehen. Denn wer lesen kann, was geschrieben wurde, auch was verschrieben oder noch nicht geschrieben wurde, der will selbstredend korrigieren und Neues schreiben.

Aber was wäre das für ein ‚Text‘ (oder ‚Code‘), der prädiskursiv ist, keine Bedeutung für jemanden kennt und weder Sprachverwender noch Bewußtsein, weder ‚Sender‘ noch ‚Empfänger‘, geschweige denn Interpretieren impliziert? Eine Schrift ohne Schreiber? Diese Folgefragen demonstrieren die bleibende ‚Unähnlichkeit‘ der Metapher gegenüber ihrem ‚Referenten‘. Wenn das Buch des Lebens älter ist als die ‚älteste Urkunde des Menschengeschlechts‘, ist deren Lesbarmachung mittels der Genetik weniger ein Nachbuchstabieren als eine Visibilisierung, eher eine Sichtbarmachung gemäß Anschauung und Formel als mittels Lektüre und Interpretation. Das Erstaunliche ist, daß im Horizont von Anschauung und Begriff wie von Experiment und Reduktion die so heterogene Metaphorik von Buch und Lektüre dennoch leitend werden konnte. Die alte Feindschaft von Buch und Welt wie von Lesen und Leben scheint wie vergessen, wenn die beiden Anderen des Lesens, ‚Theoria‘ und ‚Praxis‘, mit der Buch- und Lektüremetaphorik schematisiert werden.

Es überrascht aber kaum, wenn Buch-, Text- und Lektüremetaphorik sukzessive mittels Semiotik, Linguistik und Informationstheorie durch Zeichen, Code und Information (übertragung) umbesetzt wurden.<sup>42</sup> „Information ... wurde in der Molekularbiologie und der Arbeit am genetischen Code zu einer Leitmetapher, oder eher zur Metapher einer Metapher“<sup>43</sup>. Nicht Lesen und Verstehen sind dann leitend, sondern Information, Codierung und Decodierung oder später ‚Interpretation‘ als (differenzierungsbedürftiger) holistischer Terminus für alle Formen der Zeichenverwendung. Im theoretischen Kontext können die Modelle wechseln, die Hintergrundmetaphorik aber reguliert und motiviert die Modelle. Und die scheint dennoch von Text und Lektüre bestimmt zu bleiben. Kay meint, daß keinem modernen Wissenschaftler Gott als Autor des Buches des Lebens gelte<sup>44</sup>, aber gleichzeitig in ‚objektivistischer‘

<sup>40</sup> Johann Georg Hamann, Sämtliche Werke, Wien 1949, I, S. 8f.

<sup>41</sup> Ebd., S. 303.

<sup>42</sup> Extensiv dazu L.E. Kay, Das Buch des Lebens, s. Anm. 3, S. 164ff., 179ff., 276ff.

<sup>43</sup> Ebd., S. 424, vgl. S. 423.

<sup>44</sup> Ebd., S. 11.

‚konstruktivistischer‘ wie ‚dekonstruktivistischer‘ Perspektive „das Buch des Lebens immer als eine überzeugende Metapher im Denken und im Laboratorium fungiert, als eine Form des Wissens und Handelns“<sup>45</sup>.

Nun gibt die Lektüremetaphorik keinerlei Handhabe, von sich aus ihren nicht ungefährlichen Überschwang zu begrenzen. Damit zeigt sich eine Grenze der Lesbarkeitsmetapher: sie impliziert keine Selbstlimitierung. Im Gegenteil eignet ihr die Dynamik der Intentionalität, des ‚immer weiter‘. So wird mit dem Übergang zum Schreiben die Metapher mehr und mehr ‚beim Wort‘ genommen und allegorisch zerlegt auf der Suche nach ‚Alphabet, Grammatik, Lese- und Schreibtechniken‘ etc. Das führt im Fall der Genetik nicht gleich zur Metaphysik (auch wenn es entsprechende Übertreibungen gibt), sondern wird handgreiflich und bedrängend real, physisch im Innersten der Physis.

Man könnte hier von einer sonderbaren ‚Terminologisierung der Metapher‘ sprechen. In den 50er und 60er Jahren des 20. Jh. wurde die ‚genetische Schrift‘ bzw. deren Text in der Sprache der Biologie gängig. Das ‚Geheimnis des Lebens‘ wurde zurückgeführt auf einen ‚universellen Code‘ mit seinem Alphabet aus vier Buchstaben, Schreib- und Übersetzungsmechanismen sowie Speicherung, Lektüre und Schrift. „Sie stellten ein rhetorisches Repertoire bereit, das sich heute, zu Beginn des 21. Jahrhunderts, anscheinend seiner metaphorischen Ursprünge entledigt hat“, sofern diese Metaphern „selbstverständlicher Bestandteil biowissenschaftlicher Terminologie“ geworden sind.<sup>46</sup> So firmieren plötzlich, aber nicht unerwartbar, die Biowissenschaften als Textwissenschaften und das Genom als ‚Buch des Lebens‘.<sup>47</sup>

Solcher Metaphernrealismus vergißt, daß man es mit einer Metapher zu tun hat, und hat längst vergessen, daß das ‚Buch der Natur‘ eine Metapher für die Schöpfung war, die doch als ‚sehr gut‘ galt (oder manchen sogar noch gilt). Dieser Überschwang, eine Metapher beim Wort zu nehmen, wird daher rühren, daß im Falle der Genetik alle Erwartungen an die Lesbarkeit der Welt geradezu magisch erfüllt scheinen. „Dieses erste und eine Mal fand das Verfahren der Schrift eine präzise Entsprechung in der Natur“, mit dem feinen Unterschied, daß die gefundene Schrift „Vor-Schrift“ ist.<sup>48</sup> Damit wurde mehr erfüllt, als man erwarten konnte. Die Entschlüsselung des genetischen Codes nahm „die Dimension einer Offenbarung an“ und wurde so „eine Form der säkularen Transzendenz“.<sup>49</sup> Von Manfred Eigen wurde ‚das Wort‘, die erste

<sup>45</sup> Ebd., S. 13.

<sup>46</sup> Christina Brandt, *Metapher und Experiment. Von der Virusforschung zum genetischen Code*, Göttingen 2004, S. 8.

<sup>47</sup> Vgl. Isaac Asimov, *The Genetic Code*, London 1964; George Beadle/Muriel Beadle, *The Language of Life. An Introduction to the Science of Genetics*, New York 1966; Navin Sullivan, *Die Botschaft der Gene*, Frankfurt a.M. 1969; Robert L. Sinsheimer, *The Book of Life*, Reading/Mass. 1967; Hedi Fritz-Niggli, *Geheimschrift der Biologie*, München 1967.

<sup>48</sup> H. Blumenberg, *Die Lesbarkeit der Welt*, s. Anm. 1, S. 381.

<sup>49</sup> L.E. Kay, *Das Buch des Lebens*, s. Anm. 3, S. 384f.

DNA-Sequenz, als Offenbarung und Schöpfung gepriesen. Die „Metapher war wortwörtlich genommen, Analogie und Ontologie verschmolzen worden“<sup>50</sup>. Im Zug dieser unerhörten Passung konnten die Metaphern „sehr viel mehr versprechen, als sie vernünftigerweise werden halten können“<sup>51</sup> – und waren doch offenbar so anregend wie für Imagination und Forschung leitend.<sup>52</sup> Die Offenbarungsrhetorik von seiten der Naturwissenschaftler wirkt wie ein Nachklang der Metapherngeschichte oder wie ein Weckruf zur Neuschöpfung. Das entscheidet sich an dem Horizontvorgriff, wenn er auf einen ‚neuen Himmel und eine neue Erde‘ aus wäre. Dem scheint Barbara Katz Rothman nicht ganz abgeneigt, wenn sie erklärt: „Rosh Hashanah, according to the Jewish Tradition, begins the ten ‚days of awe‘, the days in which the book of life is opened and next year’s fates are inscribed. If the geneticists have indeed opened the book of life, these are still the days of awe. Our fate is not yet in that book, not in those genes, but in the way we choose to inscribe our future. We’re still writing the book of life, each and every one of us“.<sup>53</sup>

Die Grenze der Lesbarkeit wird offensichtlich überschritten, wenn man ans eigene Schreiben geht. Illegitim wäre das nur, wenn das Buch der Natur wie das des Lebens unantastbar wäre. Da es immer schon angetastet wurde, vor und nach der Sinnflut, ist die Würde der Kreatur faktisch leider nicht unantastbar.<sup>54</sup> Aber ob mit diesem Eingriff nicht das ins Spiel der Natur kommt, was der ‚Fall‘ war und ist, wäre die kritische Rückfrage. Wird durch die fallible und immer schon gefallene Handlungsfreiheit nicht das in die Kreatur gebracht, wovon sie per se jedenfalls verschont war? Der Wille zum Besseren ist das Worumwillen des Übelen. Die „Düsternis des Ausblicks auf genetische Eigenmacht“<sup>55</sup> des Menschen als dem selbsternannten Lektor, wenn nicht gar dem zweiten Autor, oder wie Hans Jonas befürchtete, dem Übermenschen, der mit Technik die Natur überwältigt<sup>56</sup>, wirkt wie eine dementsprechend übertriebene apotropäische Geste im Geiste der Rhetorik. Wo die Gefahr ist, wächst das Pathos wohl auch. Oder etwas nüchterner formuliert: „Nach dem Grundsatz von der Vertauschbarkeit des Wahren und des Selbstgemachten schließt sich das Buch der Natur. Das Verhältnis von Schreiben und Lesen wird zur Orientierung für *alle* Erkenntnis ihrer Möglichkeit nach: Wir können nur

<sup>50</sup> Ebd., S. 426.

<sup>51</sup> Ebd., S. 420.

<sup>52</sup> Ebd., S. 420, 422.

<sup>53</sup> Barbara Katz Rothman, *The book of life. A personal and ethical guide to race, normality, and the implications of the human genome project*, Boston 2001, S. XV.

<sup>54</sup> Normativ ist sie sc. unantastbar. Vgl. dazu Philipp Stoellger, *Fremdwahrnehmung. Die Menschenwürde des Fremden und die Fremdheit der Menschenwürde*. In: Petra Bahr/Hans M. Heinig (Hg.), *Menschenwürde und (post)säkulare Verfassungsordnung*, Tübingen 2006 (im Druck).

<sup>55</sup> H. Blumenberg, *Die Lesbarkeit der Welt*, s. Anm. 1, S. 397.

<sup>56</sup> Hans Jonas, *Philosophical Essays, From Ancient Creed to Technological Man*, Englewood Cliffs 1974, S. 80; vgl. H. Blumenberg, *Die Lesbarkeit der Welt*, s. Anm. 1, S. 398ff.

lesen, weil wir schreiben können und insoweit wir hätten schreiben können, was wir lesen“<sup>57</sup>.

Daß die ‚Schrift‘ der Gene lesen und schreiben zu können ‚der Güter gefährlichstes‘ sei, ist vermutlich recht weitreichend zustimmungsfähig. Gibt die Lesbarkeitsmetapher nicht von sich aus Handhabe zu ihrer Limitierung, muß man die andernorts suchen, eine ‚normative‘ Grenze der Lesbarkeitsmetapher, mit der dem ‚plus ultra‘ ein Horizont als Grenze gesetzt wird, ein ‚non plus ultra‘.<sup>58</sup> Da sie als Metapher Funktion des Sprachgebrauchs ist, läßt sich vielleicht aus den pragmatischen Kontexten und ihren Traditionen eine ‚normative‘ Metaphernkritik begründen.

Die der Erinnerung werte *Genese der Lesbarkeit* der Welt aus der Theologie spielte dem Metapherngebrauch solch eine *Grenze* zu. Mit der Metapher von der ‚Lesbarkeit der Welt‘ erbt die Genetik nicht nur Lasten und Probleme, sondern auch Möglichkeiten der Selbstbeschränkung. Die werden dem nichts gelten, der sie nur als überschrittene für bemerkenswert hält. Daher können diese Grenzen nicht ‚zur Geltung gebracht‘, sondern nur memorial zugespielt werden. Darin liegt ein Ansinnen, nicht mehr, nicht weniger. Wer von der Lesbarkeit der Welt erwarten würde, kraft eigenen Schreibens einen neuen Himmel und eine neue Erde zu (er)finden, hätte die Pointe der Metapher verspielt: *diese* Welt zu lesen, statt eine neue zu schreiben. So hybrid es klingt, wenn der Mensch die ‚Bewahrung‘ der Schöpfung zu seiner Aufgabe ernennt, so naiv ist es, wenn er verbessern will, was er nicht einmal zu bewahren vermag. Das dürfte auch einleuchten ‚si per impossibile Deus non esset‘.

<sup>57</sup> H. Blumenberg, *Die Lesbarkeit der Welt*, s. Anm. 1, S. 173; mit dem feinen Zusatz: „Dies wird, phylogenetisch betrachtet, die irrigste der Annahmen von Vico sein“.

<sup>58</sup> Wo die kulturelle Tradition im allgemeinen, und im besonderen eine ‚gelebte‘ Religion, keine Grenzen vorgeben, tritt üblicherweise das Recht in die Stelle des Lückenbüßers. Nur bleibt das dem Problem gegenüber hilflos. Zwar gilt es mit konsequenter Indifferenz gegenüber Zustimmung oder Ablehnung im einzelnen, es bedarf keiner individuellen Ratifikation, aber es gilt nur, wo es gesetzt wird. Der nomadisch lebende Forscher braucht dann bloß die Weide zu wechseln.

## INTERPRETATION INTERDISZIPLINÄR

HERAUSGEBER

BRIGITTE BOOTHE UND PHILIPP STOELLGER

BEIRAT

PETER FRÖHLICHER, PETER-ULRICH MERZ-BENZ, EMIL ANGEHRN

BAND 4